

Der lange Weg zum Familienglück

Ursprünglich hatten meine Frau und ich geplant, ein Kind zu adoptieren. Wir besuchten einen Vorbereitungskurs, trafen dort auf Gleichgesinnte und konnten erste Adoptionen anderer Familien miterleben. Im Januar 2017 war es dann auch für uns soweit – unser zukünftiges Kind sollte in Kürze in einer sogenannten vertraulichen Geburt auf die Welt und gleich im Anschluss daran in unsere Familie kommen.

Als der Tag der Geburt kam, erhielten wir einen Anruf und fuhren sofort ins Krankenhaus, wo wir die nächsten Tage mit der kleinen Leya, unserer Adoptivtochter, verbrachten. Den Namen, einige wenige Kleidungsstücke und ein Kuscheltier gab die leibliche Mutter mit. Zum Entlassungstermin jedoch, an dem wir sie mit zu uns nach Hause nehmen wollten, kam, für uns vollkommen unerwartet, ein Anruf vom Jugendamt: die Mutter des Kindes hätte sich gemeldet und wollte das Kind nun selbst großziehen. Trotz des Kurses, in dem man auch auf diese Möglichkeit immer wieder hingewiesen wurde, traf uns die Nachricht völlig unvorbereitet. Wir hatten schon alles für die Ankunft der Kleinen vorbereitet, unsere Familie dekorierte heimlich unsere Wohnung, um uns als frischgebackene Familie willkommen zu heißen. Neulich auf Besuch bei Freunden fuhren wir die Strecke wieder einmal mit dem Auto und noch heute erinnern wir uns an dieses Gefühl der Leere, aber auch an diese Hilflosigkeit, die wir damals spürten, als wir mit der Babyschale ohne Baby auf dem Rücksitz heimfuhren. So schlimm sich das auch anfühlte: Das Ganze erschien uns so unreal, dass wir von einem absoluten Ausnahmefall ausgingen. Wir entschlossen uns also, weiter auf ein Adoptivkind zu warten. Und in der Tat gab es nur wenige Monate später eine neue Vermittlung. Man versicherte uns, dass diesmal der Fall komplett anders läge. Zwar handele es sich wieder um eine vertrauliche Geburt, aber es gab vorher verschiedene Gespräche in der Schwangerenberatung. Die Voraussetzungen seien so, dass für die Mutter gar keine andere Lösung möglich sei. Und wieder kam ein Anruf, dass die Geburt eingeleitet wurde. Meine Frau fuhr sofort los. Ich war auf Besuch bei meinen Eltern in Cottbus und bekam die ersten Bilder spät abends von ihr mit dem kleinen Mika im Arm. Natürlich folgte ich am nächsten Tag. Wenige Tage später nahmen wir voller Glück unseren kleinen Sohn Mika mit nach Hause, dem wir sogar selbst den Namen gegeben hatten. Alles lief wunderbar, wir fanden unseren Rhythmus,

wechselten uns gut ab und ergänzten uns in unseren Aufgaben. Ich begann meine Elternzeit, meine Frau kurz darauf auch. Unser Glück trübte sich, als wenig später meine Mutter schwer krank wurde – die Ärzte diagnostizierten Bauchspeicheldrüsenkrebs. Sie lernte ihn noch kennen, hielt ihn stolz im Arm, doch zwei Monate nachdem unser kleiner Sohn bei uns angekommen war, verstarb sie. Und ausgerechnet einen Tag vor ihrer Beerdigung erreichte uns erneut ein Anruf vom Jugendamt: Mikas Mutter habe sich gemeldet, man wüsste noch nichts Genaueres. Schlagartig waren wir wieder vollkommen verunsichert. Eigentlich hatten wir ein gemeinsames Leben mit unserem kleinen Sohn geplant, es gab bereits einen Kitaplatz, sogar die Schule hatten wir schon für ihn ausgewählt. Und nun war es tatsächlich so, dass wir auch Mika wieder an die Mutter zurückgeben sollten/sollten. Nach so langer Zeit ist auch eine Eingewöhnungsphase für die Mutter nötig. Das Jugendamt erbot sich, das zu übernehmen um uns zu entlasten, aber wir waren der Meinung, dass nur wir das Kind kennen und übernahmen auch diesen schweren Gang und so brachten wir der Mutter alles bei, was notwendig ist. Wir spürten die Defizite, aber auch ihren unbedingten Willen, das Kind zurückzubekommen. Parallel kämpften wir für unsere kleine Familie, konsultierten die beste Anwältin der Stadt, schrieben sogar bis hoch an die Ministerpräsidentin. Diese Erfahrung brach uns damals buchstäblich das Herz. Wir trauerten, wollten nichts mehr hören von vertraulichen Geburten, nichts mehr von Adoptionen. Das Misstrauen saß tief, zumal wir nun auch von anderen Fällen hörten, die ähnlich verlaufen waren. Zum einen hatten wir uns mehr Unterstützung von Seiten des Jugendamtes gewünscht, zum anderen war uns bewusst, dass auch der Behörde aus juristischen Gründen die Hände gebunden waren, weil die Jahresfrist, während der eine Adoption rückgängig gemacht werden kann, damals noch nicht verstrichen war. Ich war erst einmal anderthalb Monate krankgeschrieben und nahm psychologische Betreu-

ung in Anspruch, um die Situation für mich zu sortieren, meiner Frau ging es nicht wesentlich besser. Nicht leichter wurde die Bewältigung dieser Erlebnisse dadurch, dass wir das Gefühl hatten, uns liefe die Zeit davon: ich war damals Ende vierzig und dachte natürlich auch darüber nach, wie alt ich sein würde, wenn mein Kind einmal erwachsen wäre. Auch an Mikas 18. Geburtstag wäre ich schon fast im Rentenalter gewesen, bei jedem weiteren Versuch wäre ich dann sogar noch älter.

Als wir wieder ein wenig aus dem tiefen Loch aufgetaucht waren, in das uns dieses zweite Scheitern eines Adoptionsversuches gestoßen hatte, legte uns eine Freundin nahe, doch noch einmal über die Aufnahme eines Pflegekindes nachzudenken. Das taten wir dann eine ganze Weile – und entschieden uns dann tatsächlich für diesen Weg, allerdings unter der Maßgabe, dass für uns nur eine sogenannte Dauerpflege in Frage käme, wir also keinen Abbruch des Pflegeverhältnisses riskierten. Das konnten wir auch deshalb so artikulieren, weil dem Jugendamt und auch dem Pflege-Familien-Zentrum (PFZ) als betreuender Einrichtung unsere Vorgeschichte bekannt war und man also verstand, warum uns das besonders wichtig war. Wir absolvierten die vom PFZ angebotene Schulung für angehende Pflegeeltern und schon kurz darauf – wir waren dann gerade im Urlaub – erreichte uns die Anfrage, ob wir uns die Aufnahme eines kleinen Mädchens, erst wenige Monate alt, vorstellen könnten. Man bereitete uns vorsichtig, darauf vor, dass die Kleine etwas außergewöhnlich aussehen würde, also baten wir zunächst um Fotos. Man konnte eine etwas besondere Gesichtsform erkennen, ebenso wie ungewöhnlich große Augen, wie man sie von Frühchen kennt. Wir erfuhren, dass die kleine Emilia gleich nach der Geburt einen Darmverschluss und deshalb eine sehr schwere Operation durchleben musste. Das sahen wir, aber viel mehr als dies sahen wir das wirklich herzerwärmende Lächeln der kleinen Maus – es nahm uns gleich vollkommen für sie ein und bewirkte, dass wir sehr schnell das Gefühl hatten, uns genau dieses Pflegeverhältnis vorstellen zu können. Sie wurde zu diesem Zeitpunkt von einer Bereitschaftspflegemutter betreut, das PFZ war nun auf der Suche nach einer Familie, in der sie dauerhaft würde leben können.

Schon kurz nach unserer Rückkehr hatten wir dann die Gelegenheit, Mila, wie wir sie nennen, persönlich kennenzulernen. Sie war damals noch so winzig, hatte keine Haare, konnte noch nicht laufen, die schon erwähnten auffällig großen Ohren und Augen – und auch jetzt wieder: ein absolut entwaffnendes Lächeln. Das Kennenlernen ging wie von selbst. Ich hockte mich zu ihr auf den Boden und wir begannen sofort, miteinander zu spielen. Sehr schnell stellte sich ein Gefühl der Vertrautheit ein. Von nun

an besuchten wir Mila regelmäßig, über insgesamt zwei Monate hinweg. Begleitet wurde dieser Prozess von unseren Betreuerinnen von Jugendamt und PFZ. Sie wiesen uns wiederholt darauf hin, dass nicht klar sei, welche Probleme im weiteren Verlauf von Milas Entwicklung noch auftreten könnten. In der Schwangerschaft seien Alkohol und Gewalt im Spiel gewesen, möglicherweise sogar Drogen. All das beeinflusste unsere Entscheidung nicht: Wir waren der Meinung, dass auch bei eigenen Kindern Probleme niemals auszuschließen seien. Und dass ein Kind, selbst wenn diese aufträten, deshalb ja nicht weniger Liebe verdient als andere. Auf alle Hinweise und Nachfragen hin konnten wir nur bekräftigen, was wir schon fühlten: unsere Entscheidung für Mila war bereits getroffen, hatte erstaunlich schnell unverrückbar festgestanden. Und das, obwohl sie eigentlich die angedachte Altersgrenze etwas unterschritt – in Anbetracht meines Alters.

Dass wir in der Lage sein würden, ein Kind als unser eigenes in unsere Familie aufzunehmen, hatten wir durch die Zeit mit Mika bereits herausgefunden. Jedes erste Pflegeverhältnis geht ja immer auch mit Zweifeln einher: Würde man in der Lage sein, das Pflegekind uneingeschränkt zu lieben, es als das eigene Kind zu akzeptieren? Wir wussten, dass wir das konnten – und spürten es auch jetzt wieder. Wobei es dabei nicht darum ging, den kleinen Mika zu ersetzen. Ich denke noch oft an ihn. Das hat mit Mila gar nichts zu tun – die beiden sind verschiedene Menschen, jeden davon lieben wir als den oder die, der er oder sie ist.

Zu Mika haben wir noch sporadischen Kontakt, wenn auch nur sehr selten – zuletzt an seinem Geburtstag vor fünf Monaten. Er war mit seiner Mutter zunächst in einer sogenannten Mutter-Kind-Einrichtung untergebracht, wo man den Start in das gemeinsame Familienleben professionell begleitete. Inzwischen geht es den beiden wohl ganz gut: Mikas Mutter hat eine Ausbildung begonnen und einen festen Freund. Trotzdem bleibt uns das Gefühl, dass die Situation durch erhebliche Defizite ihrerseits geprägt ist. Ich denke doch immer wieder, dass es ihm bei uns besser gegangen wäre, wohl auch aus dem Unverständnis dafür heraus, warum eine Mutter mehr als zwei Monate zögert, ehe sie sich entschließt, ihr Kind doch noch aufzunehmen. Das ist einfach etwas anderes als – wie im ersten von uns erlebten Fall – eine Meinungsänderung innerhalb von wenigen Tagen oder Stunden.

Glücklicherweise lässt uns Mila nicht mehr viel Zeit zum Grübeln: sie ist ein quicklebendiges, pfffiges und energiegeladenes kleines Mädchen, das seit nunmehr zwei Jahren und drei Monaten bei uns lebt. Inzwischen ist sie fast drei Jahre alt, ausgesprochen neugierig, hat einen starken Willen, beeindruckend großen Wortschatz und ein recht

forderndes Wesen. Das Leben mit ihr ist zeit- und sehr spielintensiv, ganz wie man sich das wünscht. Ich genieße die Zeit mit ihr wirklich sehr.

Wir als Eltern wechseln uns in der Betreuung gut und unkompliziert ab, was uns durch meine recht flexible Arbeitszeiteinteilung und unser sehr selbstorganisiertes Arbeiten leichter fällt als vielen anderen Familien. Dadurch ist Mila im Durchschnitt nur vier bis fünf Stunden pro Tag im Kindergarten und wir haben ausreichend Zeit, uns mit ihr zu beschäftigen und für sie da zu sein. Zu drei ihrer vier Geschwister haben wir gelegentlich Kontakt, zu den Eltern nur sehr selten. Sie hatten schon im Krankenhaus, unmittelbar nach Milas Geburt, erklärt, das Kind nicht bei sich haben zu wollen. Daran hat sich bis heute nichts geändert. Auch Milas Geschwister leben alle in Pflegefamilien. Bei zweien von ihnen hätten die Eltern es sich wohl anders gewünscht und haben auch dafür gekämpft, sie bei sich haben zu können. Aber auch da steht mittlerweile fest, dass sie diese Aufgabe nicht bewältigen können. Wir schicken ihnen in lockeren Abständen über Whatsapp ein aktuelles Foto von Mila, auf das dann immer eine freundliche Rückmeldung folgt, oft verbunden mit Bemerkungen wie: „Sie hat es aber gut bei Euch. Wir sind darüber sehr froh.“ Sie mischen sie sich kaum in unser Familienleben ein. Nach den Tiefschlägen in 2017 empfinden wir unser jetziges Leben als rundum glücklich, und Mila entschädigt uns täglich. Alles fühlt sich nun endlich tatsächlich an wie das völlig „normale“ Familienleben, das wir uns immer gewünscht haben. Was anders und besonders ist und wohl auch bleiben wird: Wenn wir Dinge an Mila beob-

achten, die wir als ungewöhnlich empfinden, fragen wir uns oftmals, ob diese Verhaltensweisen Ursachen in ihrer Vorgeschichte haben könnten. Aber wenn wir uns mit anderen Eltern unterhalten, bekommen wir oft ein mildes Lächeln und wissendes Nicken zurück: „Jaja, das kennen wir auch“.

Nach allem was wir bislang wissen, ist Mila ein kerngesundes kleines Mädchen, das ist wirklich wunderbar. Ich bin sehr froh, dass wir uns nach den Rückschlägen der Adoptionszeit noch einmal dazu aufgerafft haben, ein Kind bei uns aufzunehmen. Auch wenn uns seit Beginn unserer Bewerbung als Adoptiveltern klar war, dass es auch ohne Vermittlung hätte enden können, so konnte, so durfte für uns der zweite Vermittlungsabbruch nicht das Ende sein. Unser Leben wäre definitiv um vieles ärmer ohne sie.



Herausgeber:

Caritasverband für das
Erzbistum Hamburg e.V.

Region Rostock
Andreas Meindl (Regionalleiter)

„Das Kind im Blick“
Pflege-Familien-Zentrum
Redaktion: Kristina Koebe